

- Bardoux, Agénor, *La jeunesse de La Fayette, 1757-1792*, Paris 1892.
 Bardoux, Agénor, *Les dernières années de La Fayette, 1792-1834*, Paris 1893.
 Gottschalk, Louis R., *Lafayette Comes to America*, Chicago 1935.
 Ders., *Lafayette joins the American Army*, Chicago 1937.
 Ders., *Lafayette and the Close of the American Revolution*, Chicago 1942.
 Ders., *Lafayette between the American and the French Revolution (1783-1789)*, Chicago o. D.
 Gottschalk, Louis R. und Maddox, Margaret, *Lafayette in the French Revolution. 1. Through the October Days*, Chicago/London 1969.
 Ders., *Lafayette in the French Revolution. 2. From the October Days through the Federation*, Chicago/London 1973.

Querverweise

Amerikanische Revolution	Mirabeau
Danton	Monarchisten
Feuillants	Revolutionäre Versammlungen
Jakobinismus	Sieyès
Ludwig XVI.	Madame de Staël
Michelet	

Ludwig XVI.

Ludwig XVI. ist König von Frankreich durch seine Geburt und durch seinen Tod. Aber die Historiker haben Mühe, zwischen dem Thronerben und dem Märtyrerkönig die Rolle zu bestimmen, die dem letzten absoluten Monarchen Frankreichs in der Folge von Ereignissen, die das Ancien Régime und die älteste Monarchie Europas hinwegrafft, zukommt. Sie schildern ihn bald als einen weisen und aufgeklärten König, der das Erbteil der Krone durch Einleitung der erforderlichen Entwicklungen zu bewahren trachtet, bald als schwachen und kurzsichtigen Herrscher, einen Gefangenen der Hofintrigen, der gerade eben die Schwierigkeiten umschiffte, ohne je Einfluß auf den Lauf der Dinge zu gewinnen. Für derart widersprüchliche Urteile gibt es politische Gründe, denn der unglückliche Ludwig XVI. steht in vorderster Front in dem großen Streit um das Ancien Régime und die Revolution. Aber auch die große Unsicherheit über die Persönlichkeit des Königs spielt eine Rolle.

Diese Unsicherheit begann schon sehr früh, denn Ludwig XVI. selbst hat nur sehr wenig Schriftliches hinterlassen, aber es gibt Hunderte und Aberhunderte von Kommentaren der Zeitgenossen über ihn: Hof- und Höflingsprodukte, fast alle oberflächlich, meistens boshaft, wie es die Regeln des Genres verlangen. Der Kronprinz, dann der junge König, zahlt für seinen Mangel an Charme und Sicherheit in einer Repräsentationsrolle, die Ludwig XIV. auf den Leib geschneidert war und die schon seinen Großvater belastet hatte. Im Laufe seiner Herrschaft wird er nach und nach von der Unbeliebtheit der Königin erfaßt, und in einer ganzen Gattung von Schmähchriften spielt er die traurige Rolle eines Komparsen und verständnisvollen Ehemanns; das, was man schon die »öffentliche Meinung« nennt, ist nicht zartfühlender als der Hof und versetzt dem König schwerere Schläge. Denn die Pariser Grausamkeit zerstört das Bild vom König, während die von Versailles nur sein Begleitwerk bildet. Von 1789 an verschließt die Revolution den ehemaligen absoluten Monarchen in eine nahezu absolute Einsamkeit, ohne Hof, ohne Freunde, abgeschnitten von seinem Volk inmitten von Paris, Gefangener in den Tuileries, noch

bevor er Häftling im Temple wird. Die vertraulichen Briefe, die ihm Mirabeau schreibt, nachdem dieser 1790/91 sein geheimer Berater geworden ist, bleiben ein pathetisches Zeugnis dieser politischen und moralischen Isolierung: eine einseitige Korrespondenz, Briefe nach Art von Flaschenpostbotschaften, die das Porträt des Absenders, niemals das des Empfängers zeichnen. Die Verhaftung schließlich, der Prozeß und der Märtyrertod fügen dieser königlichen Tragödie eine Note von Unergründbarkeit hinzu. Als Angeklagter vor den Schranken des Konvents bleibt Ludwig XVI. Mittelmaß, als Opfer im Angesicht der Guillotine aber verhält er sich heroisch, und er stirbt wie ein König, ohne die Sache des Königtums verteidigt zu haben. Die Hagiographie, die seinem Tode folgt, tröstet sein Andenken über die Verhöhnungen hinweg, die ihm vorangegangen sind; aber sie fügt der Kenntnis dessen, was er gewesen ist, auch nichts hinzu. Der Historiker muß also dieses Leben so faktentreu wie möglich rekonstruieren und gleichzeitig der Phantasie des Lesers einen großen Interpretationsspielraum einräumen.

Der künftige Ludwig XVI. ist der dritte Sohn des Kronprinzen, der seinerseits Sohn Ludwigs XV. war. Sein Vater hatte in erster Ehe Maria-Theresia von Spanien geheiratet, die mit 20 Jahren im Wochenbett starb und deren Tod er nicht verwand. Sehr rasch, im Jahre 1747, wurde er wieder verheiratet, mit Marie-Josèphe von Sachsen; zwar liebte er sie nicht, doch hatte er wenigstens viele Kinder mit ihr: eine erste, sehr jung verstorbene Tochter, dann Louis-Joseph, Herzog von Burgund, geboren 1751, Marie-Joseph, Herzogin von Aquitanien, geboren 1753 (und im folgenden Jahr gestorben), schließlich 1754 das Kind, das Ludwig XVI. sein wird und das den Titel Herzog von Berry erhält. Nach ihm werden zwei jüngere Brüder geboren, die ihrerseits ebenfalls Frankreich regieren werden, aber erst nach der Revolution, zwischen 1814 und 1830: Louis Stanislas, Graf von Provence (1755), und Charles Philippe, Graf von Artois (1757). Zwei Töchter schließen den Reigen ab: Marie-Adélaïde Clotilde (1759) und Elisabeth Philippine Marie-Hélène (1764), jene Madame Elisabeth, die die Gefangenschaft ihres Bruders im Temple teilen wird.

Der Tod seines älteren Bruders, des Grafen von Burgund, im Alter von 10 Jahren (1761), macht den Grafen von Berry in dieser

riesigen Familie, die dem Fluch der hohen Kindersterblichkeit nicht entgeht, zum Thronerben. Sein Vater, der eigentliche Kronprinz, stirbt im Jahre 1765, so daß der künftige Ludwig XVI. mit 11 Jahren sein Schicksal kennt: Er wird der König von Frankreich sein.

Diese von Gottes Hand bewirkte Erbfolge macht jedoch zunichte, was Gottes Hand vorbereitet zu haben schien: Denn der Tod raffte gerade das Kind hinweg, das in jeder Hinsicht für den Thron bestimmt zu sein schien, und begünstigte auf diese Weise dasjenige, das nur mittelmäßige Anlagen erkennen ließ. So lebhaft, charmant, umschmeichelt, frühzeitig gebieterisch und König aus Veranlagung Burgund war, so verschlossen, einsam, so ganz ohne Anmut ist Berry. Der Kummer seiner Eltern und des Großvaters – Papa König, wie er ihn nennt – trägt ihm keine gesteigerte Zuneigung ein; nun sind seine jüngeren Brüder, Provence und Artois, die Lieblingskinder. Kurz: Der künftige Ludwig XVI. war das ungeliebte Stiefkind der Familie.

Dieses psychologische Unglück wird sich vermutlich in die gleiche Richtung auswirken wie das väterliche Erbteil, das ihn ohnehin von seinem Großvater und allein dadurch schon vom Königsberuf entfremdet. Denn sein Vater, der Kronprinz, ist Zeit seines Lebens von einer politischen Rolle oder auch nur Lehre ferngehalten worden. In der Tat hat die königliche Familie unter Ludwig XV. für den Hof von Frankreich ein Stück aus dem bürgerlichen Repertoire eingerichtet. Auf der einen Seite der König und seine Mätresse, Madame de Pompadour, die über Versailles und sogar, glaubt man ihren Feinden, über die Politik des Königreiches herrscht: Sie protegiert die »philosophische« Partei, Choiseul und das Bündnis mit Österreich. Auf der anderen Seite die Königin, Marie Leszczyńska, krank und alternd, aber gestärkt durch die beleidigte Treue ihrer Kinder, Hüter von Moral und Religion.

Nun hat der Kronprinz für seine Mutter Partei ergriffen, und er ist Symbol und Hoffnung der »frommen Partei«, der Mann der Jesuiten, der erbitterte Gegner von Choiseul und der österreichischen Politik. Dieser dicke, geradezu fettleibige, geistig träge und nach Art der Bourbonen zwischen Sinnlichkeit und Frömmigkeit gespaltene Mann wird von Ludwig XV. von den Staatsgeschäften sorgfältig ferngehalten. Er vergißt nie den Respekt, den er seinem Vater schuldet; doch ist er der lebendige Vorwurf an ihn und sein

potentieller Rivale. Er stirbt – 9 Jahre vor seinem Vater – zu früh, um regieren zu können. Aber er hat sich sorgfältig genug um die Erziehung seiner Kinder gekümmert, um sie auf ihre künftige Rolle vorzubereiten, als hätte er verstanden, daß der Thron von Frankreich diesmal nicht mehr zwei, sondern eine Generation »überspringen« würde.

Als er 1765 stirbt, bleibt der Graf de la Vauguyon als Erzieher der Kinder Frankreichs verantwortlich für den neuen Kronprinzen, ohne daß das Unterrichtsprogramm geändert würde. Ein ernsthafter Lehrplan, ein fleißiger Schüler, die aber vielleicht doch die übertriebenen Lobreden nicht verdienen, mit denen die Rehabilitationshistoriographie sie überhäufen wollte. Was den Lehrplan angeht, so hat man nicht viel erneuert: Im Kern bleiben die zur Unterweisung des künftigen Königs verfaßten Lektionen und »Unterhaltungen« ein Mischung aus Religion, Moral und klassischen Wissenschaften, denen der Schatten Fénelons einen irrealen Charakter und die Schwerfälligkeit des gräflichen Pädagogen einen Hauch von hochtrabender Beredsamkeit verleihen. Was den Schüler betrifft, so sehe ich in den Aufsätzen, die er für seinen Rezeptor verfaßt, nichts als ein folgsames und plattes Denken, ganz an dem ausgerichtet, was man ihm eintrichtert. Der zuweilen elegante Stil ist an ihnen interessanter als die Form, die immer banal bleibt: In diesen Schäfergedichten über die väterliche Monarchie, oberflächlichen Kommentaren zum *Telemach* oder zur »Politik nach Maßgabe der Heiligen Schrift« lernte der künftige König weder einen Beweis zu führen noch einen Staat zu regieren.

Das große Ereignis – und die größte Niederlage – seiner Jugend war seine Heirat mit einer österreichischen Prinzessin (sie war nämlich schon 1768 unter dem Einfluß der Partei Choiseuls ausgehandelt worden), der jüngsten Tochter Maria-Theresias, der Erzherzogin Marie-Antoinette. Die Hochzeit wird 1770 gefeiert; der Kronprinz ist 16 Jahre alt, sie 15. Sieben Jahre lang – bis zum Sommer 1777 – wird es ihm nicht gelingen, mit ihr zu schlafen. Sieben Jahre lang werden der Hof von Versailles, Paris, das Königreich, die ausländischen Höfe aus diesem Fiasko, je nachdem, eine Staatsangelegenheit oder einen Gegenstand des Spottes machen, wobei das eine das andere nicht ausschließt. Als Ludwig XVI. König wurde (1774), war er das gedemütigte Opfer dieses europäischen Spottliedes.

Er war nicht, wie sein Bruder Provence, im eigentlichen Sinne impotent, aber unfähig zum Vollzug – und auf alle Fälle der Liebe und den Frauen wenig zugetan. Man kann sich vorstellen, wie diese Anomalie seinen wollüstigen Großvater beunruhigt haben muß, ganz abgesehen von dem Schaden, den sie der Zukunft des Königreiches zufügte; im übrigen floß hier vielleicht gerade auch eine Mißbilligung des alten, zynischen und blasierten, der Du Barry ausgelieferten Königs mit ein, wie eine Verinnerlichung des väterlichen Erbes: Durch ihn werden die Bourbonen tugendhaft enden, aber ohne deshalb an Ansehen zu gewinnen, denn diese Tugend begann, lächerlich zu werden. Es scheint, als habe eine Diskussion mit seinem Schwager Joseph, der im Frühjahr 1777 inkognito nach Frankreich kam, Ludwig XVI. schließlich von seiner Hemmung befreit. Im August zeigt die Korrespondenz zwischen den Höfen das Ereignis an, und die Schwangerschaft der Königin bestätigt es im folgenden Jahr. Der künftige Kaiser von Österreich – zusammen, sicher ist das nicht, mit einer kleinen Operation – hat die Affäre im Rahmen der Familie geregelt, ohne jedoch ihre Spuren in der öffentlichen Meinung und noch viel weniger bei dem Königspaar selbst auslöschen zu können.

So hat der noch jugendliche Mann, dem am 10. Mai 1774, als Ludwig XV. nach 59 Jahren Herrschaft stirbt, der Thron zufällt, bereits eine lange Praxis der Einsamkeit hinter sich, die die Ausübung der Macht nur noch verstärken wird. Gerade dies gibt seiner Persönlichkeit jenen »rätselhaften« Charakter, den die Zeitgenossen vermerken und über den auch Marie-Antoinette in den Briefen an ihre Mutter Betrachtungen anstellt.

Mit 20 Jahren, als er König von Frankreich wird, ist Ludwig XVI. ein etwas linkischer, schon zur Korpulenz neigender junger Mann, mit einem vollwangigen Gesicht, der typischen Bourbonennase und einem kurzsichtigen Blick, der nicht ohne Sanftmut ist. Michelet betont das von seiner Mutter, der Tochter des Kurfürsten von Sachsen, überkommene germanische Erbe dieses schwerfälligen, langsamen, dickblütigen Prinzen, der zuviel ißt und zuviel trinkt. Aber man kann diese Eigenschaften genauso auf den Vater, den Kronprinzen, den Sohn Ludwig XV. und der Marie Leszczyńska zurückführen. Abgesehen von jenem Mangel an Anmut beherrscht die zeitgenössischen Aussagen über den jungen König seine Schwierigkeit zu kommunizieren und sogar zu reagie-

ren. Die Kunst der Konversation, das vornehme Benehmen gehen ihm ab, er hat wohl gesunden Menschenverstand, aber einen beschränkten Geist: Das beste Dokument in dieser Hinsicht ist das Tagebuch, das er über seine alltäglichen Aktivitäten führt und in dem neben den Jagdpartien auch Essen, Unterredungen und Familienereignisse festgehalten sind. Dieses Notizbuch des Alltäglichen läßt niemals die geringste Emotion, den geringsten persönlichen Kommentar durchblicken: Seine Lektüre offenbart eine Seele ohne starke Schwingungen, einen aus Mangel an Übung eingeschláferten Geist.

Dagegen: welches Ausmaß an körperlicher Bewegung! Die Energie, die er in seinen Kontakten mit den Menschen oder im Verkehr mit seiner Frau einspart, verausgabt Ludwig XVI. bei der Jagd, seiner Leidenschaft. Peinlich genau wacht er über die Pflege der Wälder und Tiere, er kennt die Männer und Hunde der Mannschaften und verbringt mehrmals in der Woche viele Stunden mit der Hirschhatz: ein für die Bourbonen typischer Zeitvertreib, von dem er erschöpft und glücklich heimkehrt und zu dem auch die Abendstunden gehören, in denen die Ausbeute des Nachmittags kommentiert wird. Eine andere für diesen eigenbrötlerischen und etwas trockenen Charakter bezeichnende Beschäftigung ist die Handarbeit, die Bastelei, die Schlosserei: Ludwig XVI. hat sich über seiner Wohnung eine kleine Schmiede einrichten lassen, in der er mit bescheidenem Talent Schlüssel und Schlösser fertigt. Von dort aus kann er noch eine Etage höher zu seinem Aussichtsplatz steigen, um mit dem Fernrohr alles, was in den Gärten von Versailles vor sich geht, zu beobachten. An manchen Tagen nutzt er die Gelegenheit, im Dachgeschoß des Schlosses umherzuspazieren und hinter streunenden Katzen herzujagen.

Man versteht, wie die Historiker aus dieser letzten Endes mittelmäßigen Gestalt einen Helden oder einen Versager, einen Märtyrer oder einen Schuldigen haben machen können, je nachdem, von welcher Seite man ihn betrachtete: Dieser einfältige Charakter und diese ehrenwerte Persönlichkeit, wenig geschaffen für die Rolle, die sie einnehmen müssen, und für die Geschichte, die sie erwartet, geben ebensoviel Anlaß zur Erschütterung angesichts der Ungerechtigkeit des Schicksals wie Stoff für ein Anklageplädoyer gegen die Kurzsichtigkeit eines Königs. Seine privaten Eigenschaften machen Ludwig XVI. nicht zu dem Monarchen, der den

Untergang des Königtums in der französischen Geschichte ideal verkörpern könnte: Er ist zu ernsthaft, zu pflichtbewußt, zu sparsam, zu keusch und in seiner letzten Stunde zu mutig. Aber durch seine eingefleischte Traditionsverbundenheit wird er, der seine Jugend an den Rockschoßen der »Mesdames Tantes« und im Schatten der Frömmelpartei verbracht hat, immer der Mann einer Monarchie bleiben, die weder ihm noch dem Zeitalter mehr angemessen ist.

Wieder hat Michelet, der in diesem Königtum nach dem Bilde Gottes das Grundübel des Ancien Régime sieht, dies gut erfaßt. Er begreift, daß Ludwig XVI. zu gewissenhaft, zu spießbürgerlich, zu »national« auch (durch den Krieg gegen England und die amerikanische Unabhängigkeit), wie er ist, ein schlechtes Endsymbol dieses Königtums abgibt. Er wird eigentlich für seinen Großvater zahlen, den alten verdorbenen König, den Mann des Parc aux Cerfs und Österreichs. Das Drama der französischen Monarchie hat sich für Michelet unter Ludwig XV. abgespielt, und als der Enkel den Thron besteigt, ist es schon zu spät: Diese Monarchie ist tot.

Diese intuitive Bemerkung hat etwas Tiefgründiges, das erklärt, worin das wirkliche Scheitern Ludwigs XVI. liegt: Weniger in seiner – inneren oder auswärtigen – Tagespolitik, die ihre großen Stunden hat, als vielmehr in seiner Unfähigkeit, den großen sterbenden Körper des alten Königtums dauerhaft wiederzubeleben. Der neue König empfängt 1775, wie seine Vorgänger, die königlichen Weihen in Reims, aber die einzige Weihe ist fortan die der öffentlichen Meinung. Er erlangt sie für eine gewisse Zeit, aufgrund seiner Jugend, seines guten Willens, durch die Rückkehr der *parlements* und durch Turgot; aber er läßt es geschehen, daß diese Popularität all zu schnell in der Unbeliebtheit des Hofes und der Königin versinkt. Schon vor der Revolution haben sich seine Tugenden in Zielscheiben der Kritik gewandelt: Dieser sparsame Herrscher war durch die Halsbandaffäre belastet, dieser Reformmonarch verkörpert den Archaismus, und dieser tugendhafte König ist mit einer schamlosen Frau verheiratet. Es geht dabei nicht mehr um die Leichtfertigkeit von Marie-Antoinette, der wenig gebildeten und unbeliebten Prinzessin, der ausländischen Königin, ohne Wurzeln, ohne Unterstützung, ein gefundenes Fressen für die Spottliteratur. Seine eigene Autorität ist es, an der es fehlt.

Nicht, daß seine Herrschaft durch Immobilismus geprägt wäre – ganz im Gegenteil. Der Geist der Zeit hat auch die moderne Seite der alten Monarchie erfaßt, d. h. den in den Händen der Intendanten und der Kanzleien von Versailles zentralisierten Staat. Aber die bei der Modernisierung des Königreichs erreichten Fortschritte können von der Macht nur unter der Bedingung eines neuen Vertrages mit der Gesellschaft und der öffentlichen Meinung gemeistert werden, der den Abschied von der absoluten Monarchie vom Typ Ludwigs XIV. voraussetzt. Nun ist die Macht, die Ludwig XVI. geerbt hat, zu stark angefochten, als daß er ein absoluter König hätte bleiben können, aber gerade deshalb ist er auch zu schwach, um seinem Königreich eine andere Ausrichtung zu geben. In den ersten beiden Jahren seiner Herrschaft hat er Turgot unterstützt, um ihn dann der aristokratischen Kabale zu opfern. Kurz darauf berief er Necker – mit einigem Widerwillen: einen protestantischen Bankier! –, doch wird er nie dessen Vorstellungen von einer Monarchie nach englischem Muster akzeptieren. Aber da er auch den Clans des Hofes mißtraut – den kleinen Komplotten seines Bruders Provence, den Ambitionen seines Vettters Orléans, der Klientel der Königin usw. – und da er einer Aristokratie ohne staatsbürgerliche Gesinnung keine Hochachtung entgegenbringt, bleibt ihm in seinen Augen nichts anderes übrig als die traditionelle Ausübung der Macht, wie man es ihm beigebracht hat und wie er es seit jeher kann.

Diese »absolute Monarchie«, die trotz des Fehlens einer absoluten oder auch nur starken Staatsgewalt aufrechterhalten wird, verleiht seiner Regierungszeit einen etwas chaotischen Aspekt; ständig überlagern sich die dauernden Eingriffe des Königs, der Königin, der Minister, der Clans von Versailles, der Stadt Paris, der öffentlichen Meinung. Ihre Anfänge sind nicht glücklos, und der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg, zu dessen Unterstützung sich Ludwig XVI. erst nach einigem Zögern in Vergennes schließlich bereitfindet, bildet ihren Orgelpunkt: aber dieser Krieg verschärft die Krise des Systems, die durch das Defizit nur an den Tag gebracht wird. Und die Geste, durch die Ludwig XVI. Anfang 1787 die revolutionäre Krise schließlich auslöst, ist typisch für seine Persönlichkeit: Indem er die Notabelnversammlung einberuft, um von ihr Stellungnahmen einzuholen, konsultiert er sein Reich, aber nach einer alten und kanonischen Prozedur. Genauso

wird es am Ende des folgenden Jahres mit den Generalständen sein. Um die öffentliche Meinung zu sondieren, wendet sich die Monarchie an eine Institution, die sie in ihrer Tradition vorfindet. Aber sie verändert sie gerade eben genug, um aus ihr den ersten Akt der Revolution zu machen.

Wenn man nach einem Beispiel für diesen Mechanismus sucht, der die Mischung aus Naivität und Traditionalismus bei Ludwig XVI. und seinen Beratern gut illustriert, so ist das der Generalstände klassisch. Diese Institution ist alt, aber seit 1614 außer Gebrauch, und wie immer im Ancien Régime sind die Regeln unbestimmt. Adel und Hof bestehen auf einer strikten Abkapselung der drei Stände des Königreiches in drei getrennt voneinander tagenden und beschließenden Versammlungen. Der Dritte Stand und ganz allgemein die »aufgeklärte« öffentliche Meinung – d. h. die öffentliche Meinung schlechthin, der Zeitgeist – möchten eine einzige Versammlung, wobei die Anzahl der nicht privilegierten Abgeordneten vorher zu verdoppeln wäre. Die »Entscheidung« Ludwigs XVI., wenn man überhaupt von einer Entscheidung sprechen kann, ist typisch. Er gesteht Necker, der im übrigen mehr aus dem Zwang der Ereignisse als aus eigenem Antrieb zu den Staatsgeschäften zurückgekehrt ist, nicht nur die Verdoppelung des Dritten Standes zu, sondern auch ein wirklich repräsentatives Abstimmungsverfahren auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts innerhalb der Gesamtheit dessen, was nicht zu Klerus oder Adel zählt. Was nun jeden der beiden privilegierten Stände betrifft, so befiehlt er im Gegenteil, daß man strenger denn je über ihre distinkte Wahl und ihre getrennte Beschlußfassung wacht, womit er vollständig der anderen Seite nachgibt und eben dadurch die Konzessionen an das, was sich bereits die »Nationale« Partei nennt, annulliert. Hier, in diesem widersprüchlichen, explosiven Schiedsspruch, haben wir den ganzen Ludwig XVI.: Er mißtraut der Aristokratie genug, um dem Dritten Stand neue Kräfte zu geben, aber er ist völlig unfähig, sich etwas anderes als die aristokratische Gesellschaft vorzustellen, um der Monarchie neue Quellen zu erschließen. Gerade in dem Augenblick, da er versucht, seine Autorität über die geteilten Stände des Königreiches zu verstärken, gibt er dem, was die »Nation« sein wird, im Gegenteil eine entscheidende Karte an die Hand: Er präsentiert ihr ihre erste parlamentarische Vertretung und zugleich einen Sündenbock, und

zwar in der Form zweier isolierter oligarchischer Körperschaften.

Damit beginnt die unglücklichste Periode seines Lebens, denn die Französische Revolution definiert sich gegen das Ancien Régime. Sie verurteilt und zerstört, ohne sie zu unterscheiden, absolute Monarchie und aristokratische Gesellschaft, die beiden Pfeiler der politischen Tradition, in der der König aufgewachsen ist und die auch er niemals voneinander getrennt hat. Die letzte öffentliche Handlung, die er in Wahrnehmung seiner vollen Autorität vollzieht, ist die vom 23. Juni 1789, als er die Nationalversammlung mit dem Ziel aufsucht, der Souveränitätsübertragung, die die Abgeordneten des Dritten Standes zu ihren Gunsten vorgenommen haben, Einhaltung zu gebieten. Und die beiden Erklärungen, die er an diesem Tage verlesen läßt, zeigen an, bis zu welchem Punkte er bereit ist, von seiner Tradition abzuweichen: bis zu einer durch die Generalstände kontrollierten Monarchie, aber nicht bis hin zu einer neuen Gesellschaft. Ein Programm, das bei seiner Thronbesteigung die Zukunft eröffnet hätte und das 15 Jahre danach die Verhandlung abschließt. Im Juli ist Ludwig XVI. bereits ein Besiegter; im Oktober als scheinbar konstitutioneller König eine gefangene Geisel von Paris. Die Nationalversammlung hatte nur noch für seine Person Verwendung, nachdem sie sein Symbol und seine Macht gebrochen hatte. Nun ist er also bei seinen seltenen öffentlichen Auftritten zur Lüge verurteilt, die ihm immerhin eine Wartezeit ermöglicht.

Die Geschichte seiner Feindschaft gegenüber der Revolution ist recht einfach nachzuzeichnen. Am 17. Juli muß er sich vor Paris beugen, die vollendeten Tatsachen anerkennen. Er verabscheut die Dekrete vom 4. bis 11. August, die die einzige Gesellschaft, die er sich vorstellen kann, zerstören; lange Zeit weigert er sich, sie zu bestätigen. Er ist entsetzt über die Gewalttätigkeit der Menge, der er zusammen mit der Königin am Morgen des 6. Oktober direkt gegenübersteht. In den Tuileries, zwei Schritte von der Nationalversammlung entfernt, überwacht von den Nationalgarden Lafayette und den Aktivisten der Klubs, gebietet er nicht einmal mehr frei über sein Kommen und Gehen. Dieser Jägerkönig ist ein gehetzter König. Die Monarchie zahlt nun den vollen Preis für ihr Ausreißen nach Versailles ein Jahrhundert zuvor: Sie hat in diesem Exil Wurzeln geschlagen, und das Volk führt sie nur zum Sterben

nach Paris zurück. Schließlich der letzte Schlag, und nicht der geringste: Die Nationalversammlung hat die Kirche im Herbst ihrer Güter beraubt, beschließt im Juli 1790 die Zivilverfassung des Klerus, und bald danach wird den Priestern die Verpflichtung auferlegt, den Treueeid auf die Verfassung zu schwören. Ludwig XVI. ist nicht mehr nur in seiner politischen Tradition, sondern in seinem religiösen Gewissen getroffen: Hier geht es um sein Seelenheil.

Die Möglichkeit eines Kompromisses zwischen Königtum und Revolution, den so viele revolutionäre Führer, zu allererst Mirabeau, im Auge gehabt haben, ist also zu keinem Zeitpunkt ernsthaft ausgelotet worden. Wenn man z. B. die »Geheimbriefe« des großen Redners an den Hof liest, wird deutlich, welches die großen Linien eines solchen Kompromisses hätten sein können: Auf der Seite der Revolutionäre wäre es darum gegangen, die Revolution zu mäßigen, indem man die Provinz gegen Paris ausgespielt und der königlichen Exekutivgewalt in vollem Umfang Rechnung getragen hätte; andererseits hätte der König die neue, aus der Nacht des 4. August hervorgegangene Gesellschaft akzeptieren müssen, von der Mirabeau seinem Briefpartner unaufhörlich erklärt, daß sie durch die Zerstörung der Ständeordnung des Ancien Régime der Ausübung einer starken Exekutivgewalt eher entgegenkomme als die alte.

Der erste Teil dieses Programmes konnte nie ins Werk gesetzt werden; die Konstituierende Nationalversammlung hat dem König des Ancien Régime nie etwas anderes anbieten können als eine Macht unter Vormundschaft und ohne wirklichen Inhalt: Mirabeaus Argument war philosophisch tiefeschürfend, hatte aber keinen Bezug zum unmittelbaren Geschehen. Auf jeden Fall aber hatte es auch sehr wenig Chancen, verstanden zu werden. Weder Ludwig XVI. noch Marie-Antoinette konnten sich vorstellen, wie ihre Monarchie auf den Ruinen der aristokratischen Gesellschaft gedeihen sollte. Wenn man im übrigen sieht, welche Mühe Mirabeau sich trotz aller Hoffnungslosigkeit gibt, die Königin zu überzeugen, mehr noch als den König – »der König hat nur einen einzigen Mann, das ist die Königin«, sagt er –, ertappt man sich bei dem Gedanken, daß das ganze Unglück des Königtums ihre Macht innerhalb des Familienkreises gesteigert hat; dies verleiht der Politik der Tuileries zweifellos mehr Willenskraft, aber vielleicht weniger Kaltblütigkeit.

Man würde sich jedoch eine falsche Vorstellung von dieser Politik machen, wenn man sie sich schlicht und einfach auf einer Linie mit der Aristokratie, den Emigranten, der Konterrevolution an den Grenzen liegend dächte. Nach wie vor mißtraut Ludwig XVI. seinen beiden Brüdern und deren Spießgesellen; Marie-Antoinettes Briefe von 1790/91 sind voll von Nörgeleien über die Politik der Emigranten (obwohl sie selbst ihre Freunde zur Emigration gedrängt hat): Das Mißtrauen der Königin gegenüber dem Hofadel bleibt unverehrt, während ganz Paris sich vorstellt, wie sie den Emigranten die Stiefel leckt. Das Königspaar steht da in einer absolutistischen Tradition, die die Katastrophe, die die Revolution für die Monarchie und für den Adel gemeinsam bedeutet, überlebt. Wenn der Gedanke, vorübergehend aus dem Königreich zu fliehen, Ende 1790 Gestalt annimmt, so geht es nicht darum, sich der Emigration anzuschließen, sondern im Gegenteil darum, die Initiative und die Autorität wieder in die Hand zu bekommen und zugunsten einer diplomatischen Vermittlung zwischen Europa und einer – so die Kalkulation – inzwischen abgeklungenen revolutionären Glut in Paris einzusetzen. Und wenn er sich im Frühjahr aktualisiert, dann deshalb, weil Ludwig XVI. am 18. April von der Menge daran gehindert worden war, die Tuilerien zu verlassen, um wie in jedem Jahr zum Osterfest nach Saint-Cloud zu fahren. Er will nicht nur seine politische und religiöse, sondern auch seine schlichte Bewegungsfreiheit wiedergewinnen.

Das schlecht ausgeführte Unternehmen, das in Varennes am 20. Juni scheitert, zeigt im Gegenteil deutlich die Isolierung des Königs innerhalb der Nation und verstärkt seine Gefangenschaft. Es eröffnet auch eine neue Geheimverhandlung zwischen der königlichen Familie und den gemäßigten Revolutionären, bei der Barnave den Platz Mirabeaus und Marie-Antoinette jenen von Ludwig XVI. eingenommen hat. Eine Verschwörung, die ebenso aussichtslos ist wie die vorhergehende und die aus denselben Gründen scheitert. Die feierliche Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. im September 1791, drei Monate nach Varennes, ist nur eine Inszenierung des Wankelmuts oder der Doppelzüngigkeit des Königs. Oder aber, wenn man ihm selbst Glauben schenkt, seiner Absicht, Zeit zu gewinnen, ohne zur ausländischen Invasion Zuflucht zu nehmen, einem Heilmittel, das schlimmer als das Übel ist. Tatsächlich schreibt er gerade dies sei-

nen beiden Brüdern, Kriegstreibern reinsten Wassers, die nur von militärischer Wiedereroberung träumen, und zwar unmittelbar nach jener Täuschungszeremonie in der Nationalversammlung: »Diese ausländischen Truppen«, sagt er ihnen im Hinblick auf jene hypothetischen Wiederhersteller seiner Autorität, »werden sich nicht im Königreich festsetzen können, und wie wird man, sind sie nicht mehr da, regieren, wenn die Insubordination von neuem beginnt? Und wie soll man sie vermeiden, wenn der Geist der Nation nicht verändert wird?« Es folgt eine Diagnose, die realistisch ist als die von vor Varennes und die noch einmal Urteilkraft offenbart: »Ich weiß, daß man sich unter meinen emigrierten Untertanen mit der Vorstellung von einem großen Sinneswandel schmeichelt; lange Zeit habe ich geglaubt, er bereite sich vor, aber heute bin ich eines Besseren belehrt. Die Nation liebt die Verfassung, weil dieses Wort bei der unteren Klasse des Volkes nur die Unabhängigkeit wachruft, in der sie seit zwei Jahren lebt, und bei der Klasse darüber die Gleichheit [...]. Das niedere Volk sieht, daß man mit ihm rechnet; der Bourgeois sieht nichts über sich. Die Eigenliebe ist zufriedengestellt; dieser neue Genuß hat alle anderen vergessen gemacht.« Von daher resultiert sein Verhalten: »Ich habe also den Frieden dem Kriege vorgezogen, weil er mir zugleich tugendhafter und nützlicher erschien. Ich habe mich mit dem Volk vereinigt, weil dies das einzige Mittel war, es mitzuführen, und von zwei Systemen habe ich dasjenige vorgezogen, das mich weder vor meinem Volk noch vor meinem Gewissen schuldig sprach [...]. Ich beklage den Adel, den Klerus, alle Opfer der Revolution; aber darf ich, wenn meine Pflicht sich mit ihren Interessen verbindet, davon nur Gefühle erwarten, die ihrer und meiner unwürdig sind?«

Aber neben diesem Ludwig XVI., der eine kluge Abwartepolitik betreibt und mehr denn je den Emigranten, diesen zu Kreuzzugsprahlern gewordenen Hofintriganten, feindlich gegenübersteht, gibt es den Herrscher, der sich nicht scheut, seine letzte Karte auszuspielen: den Druck der europäischen Monarchien auf Frankreich, selbst auf die Gefahr des Krieges hin. Marie-Antoinette kann den europäischen Fürsten – und vor allem ihrem Bruder, dem Kaiser – noch so sehr empfehlen, sie – namentlich durch Mallet du Pan – anflehen, daß dieser Druck, dieser eventuelle Krieg sorgfältig von der Sache der Emigranten und den innerfran-

zösischen Auseinandersetzungen getrennt würde. Sie zeigt damit, daß das Königspaar zwar das Ausmaß des Risikos begreift, nicht jedoch die Unvermeidlichkeit der Niederlage erkannt hat. Gegen seine Ratgeber, gegen Barnave, der (ausgerechnet!) ihn an seine besondere Würde gemahnt, stürzt Ludwig XVI. sich seit Dezember 1791 in eine verschärfte Kriegstreiberei. Diesen Krieg, den er gewollt hat, wünschen seine Feinde ebenfalls, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen; und genau wie sie es vorhergesehen haben, wird er den König in den Abgrund reißen. Seine Doppelzüngigkeit wird von nun an Verrat heißen.

Von da ab tritt die Geschichte Ludwigs XVI. in ihre letzte Phase, in der er jeden Einfluß auf die Ereignisse verliert und im Unglück bis hin zum Schafott unaufhörlich jenen ruhigen Mut beweist, der einer seiner Charakterzüge ist und den er ebenfalls aus den Gewißheiten der Tradition und seiner religiösen Überzeugung schöpft. Mut zeigt er am 20. Juni gegenüber dem Aufruhr, Mut am 10. August, dem Tag des Sturzes der Monarchie, Mut im Gefängnis des Temple, wo der abgesetzte König ein aufmerksames und gelassenes Familienoberhaupt bleibt. Über seinen Prozeß gibt es, von seiner Seite aus gesehen, wenig zu sagen, denn er ist in ihm schweigsam geblieben und weigerte sich, die unanfechtbarsten Schriftstücke, wie z. B. die aus dem Eisenschrank, zu erörtern. Dafür gibt es meines Erachtens zwei Erklärungen, eine religiöse und eine politische. Wie sein Vater, der Kronprinz, wie seine Mutter, wie seine Tanten, widmet sich Ludwig XVI. in den letzten Monaten seines Lebens den Meditationen und den Hoffnungen seiner Religion, wobei ihm ein von seinem Verteidiger Malesherbes eingeführter eidverweigernder Priester, der Abt Edgeworth de Firmont, Beistand leistet. Vom Tode vorläufig zurückgestellt, ist er bereits woanders.

Was hätte er im übrigen dem Konvent und seinen Richtern zu sagen gehabt? Er erkennt kein Justizverhältnis zwischen ihnen und sich an. Es kümmert ihn wenig, ob man ihn als den König des alten Frankreich oder als den König der Verfassung von 1791 aburteilt; für ihn genügt es, daß er der König ist, um das Gesetz und das Recht zu sein. Sie, die dieses Zufallsgericht bilden, haben seine Rolle, seine Souveränität, seine Majestät usurpiert: Nun wollen sie den Zeugen dieser Tat beseitigen. Paradoxerweise denken Saint-Just und Robespierre wie er, im umgekehrten Sinne: Wenn sie

seine Exekution ohne Urteil und ohne juristische Beweggründe fordern, so deshalb, weil sein offenkundiges, erwiesenes Verbrechen einfach darin besteht, König gewesen zu sein. Die Revolution, die dem Volke die Souveränität zurückgibt, bedeutet deshalb zugleich den Tod desjenigen, der sie so lange usurpiert hatte.

So wird die Hinrichtung vom 21. Januar, die in der revolutionären Logik liegt, von Ludwig als ein Opfer akzeptiert und mit einem einfachen Heroismus ertragen. Im Gegensatz zu dem, was die »Befürworter« gefürchtet und die Royalisten gehofft hatten, löst sie in der öffentlichen Meinung keine besonderen Kundgebungen von Erregung oder Empörung aus. Der Vendée-Aufstand im März wird zwar den Namen des Königs auf seine Fahnen schreiben, bezieht aber seine Ursprünge nicht aus dieser Treue. Später wird es der royalistischen oder legitimistischen Tradition des 19. Jahrhunderts nie gelingen, aus der doch immerhin so beispielhaften Gestalt des Märtyrer-Königs von 1793 eine Volkslegende zu machen. Im Gegensatz zu dem, was im England des 17. Jahrhunderts geschehen war, hat die Revolution in Frankreich nicht nur den König, sondern auch das Königtum getötet. Vielleicht besteht die eigentliche Frage darin, ob es nicht, wie Michelet meinte, schon vorher tot war: vor dem 21. Januar, vor Varennes, vor 1789 und sogar vor der Thronbesteigung Ludwig XVI. Dann müßte seine Herrschaft als ein fast unmögliches Unternehmen angesehen werden, das in einer Tragödie endete.

François Furet

(Aus dem Französischen von Walther Gotthardt und Susanne Petersen)

Bibliographische Hinweise

- Falloux, comte Alfred-Frédéric-Pierre de, *Louis XVI*, Paris 1840.
 Faure, Edgar, *La Disgrâce de Turgot*, Paris 1961.
 Faÿ, Bernard, *Louis XVI ou la fin d'un monde*, Paris 1955.
 Girault de Coursac, Pierrette, *L'Education d'un roi: Louis XVI*, Paris 1972.

Lever, Evelyne, *Ludwig XVI.*, Stuttgart 1988.

Veri, Joseph-Alphonse, Abt von, *Journal*, hg. v. Baron Jehan de Witte, Vorwort von Pierre de Nolhac, 2 Bde., Paris 1928–1930.

Querverweise

Ancien Régime	Michelet
Aristokratie	Mirabeau
Barnave	Necker
Emigranten	Prozeß gegen den König
Gegenrevolution	Robespierre
Generalstände	Varennes
Lafayette	Zivilverfassung des Klerus
Marie-Antoinette	

Marat

Die Historiographie der Französischen Revolution kannte Dantonisten. Noch heute besitzt sie Robespieristen. Aber Maratisten hat sie kaum. In der Galerie der Revolutionsporträts nimmt Marat den Platz des Besessenen ein. Dabei ist die Physis von Bedeutung («In den Augen eines Malers von Massakern wäre Marats Kopf von unschätzbarem Wert», sagte John Moore, im September 1792 auf Reisen durch Frankreich), sein Verhalten (die theatralische Agitation und der Exhibitionismus) und sein Redestil (die Aufrufe zum Aufstand und zum Massaker). Marats Funktion in der Revolution bestehe, wie Camille Desmoulins versichert, darin, den Vorstellungen des Volkes eine Grenze zu setzen: »Was über Marats Vorschläge hinausgeht, kann nur dem Delirium und der Extravaganz entspringen.«

Dieses besondere Schicksal verdankt Marat auch einem Tod, der das Kollektivbewußtsein in jeder Hinsicht dauerhaft prägte: ein berühmter, häßlicher und kranker Mann, der von einer schönen, jungen Unbekannten erstochen wird; ein Mann, der Köpfe rollen sehen wollte, aber »Volksfreund« genannt wurde, und dem sich die Verbrecherin mittels einer Bittschrift näherte, ein Umstand, der, wie Augustin Robespierre bemerkte, dazu geeignet ist, »Marat zu entmaratisieren«; ein blutrünstiger Mann, der in einer Blutlache stirbt, eine außergewöhnliche Henker/Opfer-Gestalt.

Es handelt sich auch um einen Mann, dem der Prozeß dank den Girondisten, die ihn im April 1793 eröffneten, lange vor seinem Tode gemacht worden war. Denn Marat ist neben Ludwig XVI. die einzige Persönlichkeit der Revolution, die einer namentlichen Abstimmung für wert befunden wurde, und folglich der einzige, für den man über Redebeiträge als Beleg für die Abstimmung des ganzen Konvents verfügt. In den neun Stunden, in denen die Abgeordneten vorbeidefiliierten, konnte man erleben, wie sich die ganze »Meinungs-Palette« über Marat entfaltete, die von patriotischer Tugend bis zum rasenden Irrsinn reichte; das Repertoire, das die Nachwelt beständig nachbeten wird, war frühzeitig begründet.

Ein Repertoire, das durch seine Übertreibung beeindruckt:

Titel der Originalausgabe:
Dictionnaire critique de la Révolution française
**Thüringer Universitäts-
 und Landesbibliothek Jena**
 Zweigbibliothek
 Geschichte



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
 Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution /
 hrsg. von François Furet und Mona Ozouf. –
 Frankfurt am Main : Suhrkamp.
 (Edition Suhrkamp ; 1522 = N. F., Bd. 522)
 Einheitssacht.: Dictionnaire critique de
 la Révolution française <dt.>
 ISBN 3-518-11522-7
 NE: Furet, François [Hrsg.], EST: GT
 Bd. 1. Ereignisse, Akteure. – 1996

edition suhrkamp 1522
 Neue Folge Band 522
 © Flammarion 1988
 © der deutschen Übersetzung
 Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996
 Alle Rechte vorbehalten
 Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
 Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
 Printed in Germany

1 2 3 4 5 6 - 01 00 99 98 97 96

Inhalt

Vorwort 7

Erster Teil Ereignisse

- Dechristianisierung 27
- Föderalismus 49
- Föderation 67
- Gegenrevolutionäre Bauernaufstände 83
- Generalstände 96
- Die Große Angst 110
- Italienfeldzug 122
- Die Nacht des 4. August 146
- Der Prozeß gegen den König 159
- Die Revolution und Europa 179
- ✓ Die Schreckensherrschaft 193
- Staatsstreiche 216
- Tage des Volksaufstandes während der
 Revolution 230
- Varennes 252
- Die Vendée 269
- Verträge von Basel und Den Haag (1795) 288
- Wahlen 295

Zweiter Teil Akteure

- Babeuf 321
- Barnave 332
- Napoleon Bonaparte 348
- Carnot 370
- Condorcét 381
- ✓ Danton 396
- Lafayette 412

- Ludwig XVI. 427
- × Marat 443
- Marie-Antoinette 455
- Mirabeau 475
- Necker 487
- × Robespierre 503
- Sieyès 528
- Die Emigranten 546
- Die Enragés 565
- Die Feuillants 573
- Die Girondisten 585
- Die Hébertisten 603
- Die Monarchisten 614
- × Die Montagnards 630
- × Die Sansculotten 650
- Die Thermidorianer 660

Vorwort

Die Geburtsstunde der Demokratie – diese Definition der Französischen Revolution besitzt ein derartiges intellektuelles Gewicht, daß niemand, kein Anhänger und kein Gegner der Revolution, sie ablehnen kann. Für die ersten handelt es sich um die Taufe der Demokratie, und die zweiten haben in ihr den Gegenstand ihres Mißtrauens gefunden. Beide Lager aber haben sie sehr schnell als die zeitliche Trennungslinie anerkannt, die sie voneinander scheidet. Das Ancien Régime bedeutete die Ungleichheit der Menschen und die absolute Monarchie; das Jahr 1789 schrieb die Menschenrechte und die Volkssouveränität auf seine Fahne. Dieser Bruch beschreibt grundlegend die philosophische und politische Natur der Französischen Revolution; er verleiht ihr die Bedeutung einer Idee und den Charakter eines Neubeginns. Wenn man das Ereignis begreifen will, muß man noch immer von diesem Bruch ausgehen als von einem Rätsel, das auch nach zweihundertjähriger Arbeit und Streitgesprächen, die zur Auflösung seines Mysteriums dienen sollten, bestehen bleibt.

In der großen Tradition von Kommentaren, die von ihrem Gegenstand untrennbar geworden sind, wollen wir den Stellenwert eines Ideengebäudes bestimmen, das die Interpretationen des 20. Jahrhunderts beherrscht hat: die meisten jüngeren Historiker haben in der Tat den revolutionären Bruch durch den Auftritt der Bourgeoisie auf der Bühne der nationalen Macht abschwächen wollen. Dann würde die Revolution den politischen Kumulationspunkt eines langwährenden sozialen Aufstiegs der Mittelklasse markieren, wie man im 19. Jahrhundert sagte: die Erklärung ihrer Vorherrschaft. Ein Blickwinkel, dem es weder an Überzeugungskraft noch an Fruchtbarkeit mangelt. Vom liberalen Gedankengut entwickelt und von Marx überarbeitet, besitzt die Vorstellung der Klassenkämpfe ihren legitimen Platz in der Geschichtsschreibung der Französischen Revolution. Ein großer Teil der Revolution resultiert aus dem Zusammenspiel der sozialen Klassen, aus der Veränderung ihrer Beziehungen im 18. Jahrhundert und dem außergewöhnlichen neuen Feld, das die Welt der Freiheit und der Gleichheit ihren Allianzen und Konflikten eröffnet. Unter diesem

Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution

*Herausgegeben von
François Furet und Mona Ozouf*

BAND I

Ereignisse, Akteure

Unübersehbar, auch für den Spezialisten, sind die Veröffentlichungen, die sich mit der Französischen Revolution beschäftigen. Gesamtdarstellungen dieses Ereignisses, die, von dem neuesten Forschungsstand ausgehend, Laien wie Fachleuten einen umfassenden Überblick bieten, sind selten. Vor diesem Hintergrund ist das *Kritische Wörterbuch der Französischen Revolution* in zweifacher Hinsicht neu. Zum einen bietet es eine Gesamtschau und eine kohärente Interpretation des wichtigen Ereignisses, das den Anfang der Moderne markiert, in der alle Aspekte (Ereignisse, Akteure, Institutionen, Begriffe, Neuerungen usw.) berücksichtigt werden. Zum anderen vermittelt es einen Blick auf die verschiedenen Interpretationen, die dieses Ereignis innerhalb der beiden letzten Jahrhunderte hervorgerufen hat. Kritisch ist dieses Wörterbuch ebenfalls in einem doppelten Sinne: Es beinhaltet eine kritische Bestandsaufnahme des Vermächtnisses der Französischen Revolution, und es ist zugleich eine Analyse und Beurteilung der Interpretationen der Revolution. Obwohl als Wörterbuch (mit einzelnen Einträgen, Querverweisen, Sach- und Personenregister) konzipiert, ist es als Buch strukturiert: nämlich als eine Folge von Kapiteln. Deren Titel lauten: I. Ereignisse, II. Akteure, III. Institutionen und Neuerungen, IV. Ideen und V. Deutungen und Darstellungen. Jedes Kapitel gliedert sich seinerseits in eine alphabetisch geordnete Reihe von Einträgen. Jeder Eintrag ist für sich genommen ein Essay, der, je nach Bedeutung des Themas oder der Person, 15 bis 20 Seiten umfaßt. Am Ende der Texte befinden sich eine kurze bibliographische Auswahlliste und eine Reihe von Querverweisen auf andere Einträge im Wörterbuch. Aufgrund dieser Anlage kann das *Kritische Wörterbuch der Französischen Revolution* zu Recht den Anspruch erheben, der wichtigste Beitrag zur 200-Jahr-Feier der Französischen Revolution zu sein, bildet es doch eine Synthese der politischen, ökonomischen und kulturellen Bedeutung der Revolution und deren Folgen.

Suhrkamp